

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 90 (1996)
Heft: 11

Buchbesprechung: Mythos nach dem Tod aller Götter : Gedanken zu Christa Wolfs
Roman "Medea-Stimmen"

Autor: Züfle, Manfred

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mythos nach dem Tod aller Götter

Gedanken zu Christa Wolfs Roman «Medea – Stimmen»

Manfred Züfle schreibt nicht nur Romane, Gedichte, Essays und Rezensionen, er führt daneben auch ein Arbeitsbuch, in dem er den gesellschaftlichen Kon-Text seiner schriftstellerischen Tätigkeit reflektiert. Dem Redaktor der Neuen Wege ist es vergönnt, diese «Kontexte» von Zeit zu Zeit zu lesen oder vorgelesen zu bekommen. Im vergangenen Frühjahr wurde er dabei auf Manfred Züfles Auseinandersetzung mit Christa Wolfs «Medea» aufmerksam. Unserem Freund geht es dabei weniger um die Kritik an der rechthaberischen Häme, mit der die bedeutendste Schriftstellerin des zweiten deutschen Staates bedacht wird, in der durchsichtigen Absicht, alles zur ideologischen Altlast zu erklären, was ihn historisch legitimieren könnte, nicht zuletzt eine Literatur, die es wert ist, auch diese «Wende» zu überdauern. Manfred Züfle zeigt vielmehr, dass Wolfs «Medea» nur gerecht wird, wer in diesem Roman die Bedeutung des Mythischen in einer «apokalyptischen» Situation wiedererkennt.

Red.

Als Christa Wolf 1990 die schon 1979 entstandene Erzählung «Was bleibt» über die Stasi-Wirklichkeit in der DDR veröffentlichte, hatte die westliche Kritik endlich den richtigen Anlass, über die lange Jahre hochgepriesene DDR-Autorin herzufallen. In der Zwischenzeit ist der ganze unappetitliche Medienstreit um eine der bedeutendsten Autorinnen deutscher Sprache in diesem Jahrhundert in einem eigenen Sammelband dokumentiert. *Stephan Hermlin* (an den sich die westliche Hatz nie so recht heranwagte) schrieb 1992 in einem Text mit dem Titel «Zur Lage»: «Der Hetze gegen die bekannten Autoren der DDR liegt der Wunsch zugrunde, diesen vergangenen Staat insgesamt als ein Nichts im Abgrund der Zeit verschwinden zu lassen... Dass eine Clique und Claque von Kritikern selbst zu den Bewunderern mancher DDR-Schriftsteller gehört hatte, versuchte sie durch opportune Hassausbrüche in Vergessenheit geraten zu lassen. Dazu gehörte die Erfindung des Begriffes Gesinnungsästhetik und das Argument, die inkriminierten Schriftsteller hätten gerade durch Interessenheit und Perfektion die Existenz des verhassten Staates verlängert oder auch ihm eine künstlerische Aura verliehen anstatt ihn zu stürzen.»

1994 erschien von Christa Wolf «Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990–1994». Der Band gibt einen erregenden Einblick in die vier Jahre, während denen sich Christa Wolf mit den ihr zugefügten Verletzungen auseinandersetzt und – viel mehr als das – sich der Frage stellt, wie der *geschichtliche Ort* beschaffen sein muss, dass man – nach dem Anschluss jenes deutschen Staates, dessen engagierte und kritische Bürgerin sie als Autorin, Intellektuelle und moralische Person war – mit einer zur Repräsentantin eben jenes Staates gemachten Frau so umgehen kann. Christa Wolf schreibt sich in «Auf dem Weg nach Tabou» in einem schmerzlichen Prozess frei, macht sich – in Essay, Reflexion und Journal – die «Schnittstelle» offen zwischen ihr selbst und dem, «was wir uns geschichtlich antun», um Peter Brückner zu zitieren. Im Verlauf dieses Weges nach Tabou taucht der Gedanke auf, mit einem neuen literarischen Erzählwerk, *nach* der Endgültigkeit der «Wende» der deutschen Geschichte, sich ebenso endgültig dezidiert als Autorin *nicht* zum Schweigen bringen zu lassen. «Medea – Stimmen» ist dieser Text.

Es wäre interessant und lohnend, sich Gedanken zu machen über die Bedeutung des *Medea-Stoffs* in der Literatur der DDR

(und mit Christa Wolfs neuem Buch in der Literatur der *vergangenen DDR*). So hat Stephan Hermlin schon 1974 eine Erzählung geschrieben mit dem Titel «Die Argonauten», wo er kommentarlos und gleichsam ohne Angabe von Gründen den Sagenstoff rund um Jason und Medea wieder neu erzählt. Hermlins Erzählung endet mit den eigenartigen und der mythischen Überlieferung gegenüber bedeutsam offenen Sätzen: «Um Jasons Ende weiss man nichts Genaueres. Manche sagen, er habe sich nach dem Tod seiner Kinder und der Flucht der Medea in sein Schwert gestürzt. Andere behaupten, er sei keiner Tat mehr fähig gewesen, sondern habe in einer Art Erstarrung seinem Tod entgegengelebt.»

Christa Wolf folgt in ihrer «Medea» in bezug auf Jason der zweiten Sicht und öffnet die Überlieferung des Stoffs (die sie umfassend kennt) noch weit mehr. In sechs «Stimmen», in sechs sich selbst aussprechenden und darstellenden Perspektiven, zerbricht die scheinbare Eindeutigkeit der mythischen Tradition. Scheinbar Zentrales der Überlieferung wird *durch* Wolfs Erzählung *unmöglich*: Medea tötet ihre Kinder *nicht*, und Medea ist Jason *nicht* in einer Art Liebeswahnsinn von Kolchis weg gefolgt (obwohl sie ihn lieben wird), sondern weil sie in ihrer Heimat ein Verbrechen hat aufdecken müssen. Die sechs Stimmen, die zu Worte kommen, sind: MEDEA, «Kolcherin, Tochter des Königs Aietes und der Idya, Schwester der Chalkiope und des Absyrtos» (der ermordet wurde); JASON, «Argonaut, Schiffsführer der «Argo»»; AGAMEDA, «Kolcherin, vormals Medeas Schülerin» (die in Korinth zu deren ärgsten Feindin wird); AKAMAS, «Korinther, erster Astronom des Königs Kreon» (und als solcher Ideologe der Macht); LEUKON, «Korinther, zweiter Astronom des Königs Kreon» (und als solcher ohnmächtig sich verweigernder Intellektueller); GLAUKE, «Korintherin, Tochter des Königs Kreon und der Merope» (die zweite Tochter nach der ermordeten ersten Iphinoe). Alle anderen Figuren der Geschichte haben *keine Stimme*, kommen zur Sprache nur *in* den Stimmen der sechs; insbesondere keine

eigene Stimme haben die Machthaber Kreon und Aietes, die je auf ihre Weise die Rede über die Verbrechen zum Schweigen zu bringen versuchen.

Christa Wolf hat den gewaltigen Stoff einer mehrdeutigen Überlieferung in eine gewaltige und immer eindeutiger werdende Form verdichtet, die sie «Roman» nennt.

*

Ich bin froh, dass mir Christa Wolfs Roman «Medea» nicht für eine ordentliche «Besprechung» angeboten wurde; das Buch ist mir zu wichtig!

Nach «Auf dem Weg nach Tabou» nun also der «Roman». Christa Wolf schweigt – nach all dem – *nicht* als Autorin, als Dichterin. Sie antwortet «all dem» auf einer anderen Ebene als noch im Buch «Auf dem Weg nach Tabou».

Es hat mich schon lange kein Buch mehr so aufgewühlt wie Wolfs «Medea». Christa Wolf schreibt gegen das – auf ihre Weise dichterisch – an, wovor genau ich auch als Schreibender stehe. Was mich aufwühlt, ist dieses Genau-Gleiche, wobei meine persönlichen Erfahrungen mit denen Christa Wolfs wohl in nichts «übereinstimmen».

*

Wer aus diesem Buch etwas vom Fall Wolf oder vom Fall Wolf-Rezeption oder auch vom historischen Fall Anschluss DDR und Folgen *herauslesen* will, verpasst das Wesen dieses Textes.

Natürlich stelle ich mir vor, dass die Grundzüge der Figur Medea, derjenigen, die sie geschaffen hat, nicht so fremd sind, dass sie sie hätte erfinden müssen. Aber Medea ist – nach diesem Buch auf eine vollkommen neue, einmalige Art – *Medea* und ist nicht auf Christa Wolf hin *aufzuschlüsseln*, genausowenig wie die zwei Haupt-Orte und alle Orte und alle anderen Figuren auf irgendeine «Gegebenheit» hin aufzuschlüsseln sind, auf die die Wolf jetzt halt reagierte (was man ihr in den Besprechungen als zum Teil «verständlich» und auch mit Herablassung «durchlässt»!). Irgend etwas Aufzuschlüsselndes ist Wolfs Buch nicht, *dieses* Buch am allerwenigsten;

aber es ist ihr gegenwärtigstes, obwohl und weil es sich dem *Mythischen* stellt. In der Einleitung steht am Schluss: «Neben uns, so hoffen wir, die Gestalt mit dem magischen Namen, in der die Zeiten sich treffen, schmerzhafter Vorgang. In der unsere Zeit uns trifft. Die wilde Frau. Jetzt hören wir Stimmen.» – Ich merke, es gäbe eine Lust, zu interpretieren, Satz für Satz, genau an der Figur, den Figuren, den Orten, dem Duktus des sich Ereignenden, den «Stimmen». Aber ich will nicht besprechen, interpretieren, deuten, beurteilen, ich will die *Gedanken* denken, *meine*, die dieses Buch der Autorin Christa Wolf *aufgewählt* hat.

*

Irgendwann *während* (etwa im letzten Drittel) der Lektüre, nach einigem auch irritiertem Suchen nach vordergründiger «Aktualität», wurde mir schlagartig deutlich, dass mich Wolf mit dieser ihrer «Medea» in den *Mythos* versetzt, den Mythos als die einmalige und offenbar trotz der Geschichte immer noch unaufhebbare Form von Zeit, versetzt, nicht zurückversetzt, und zwar in eine *Gegenwärtigkeit des Mythos*, der von Wolf so *erzählt* wird – ich habe seit Jahren kein «spannenderes» Buch gelesen –, dass während (und weil) sie ihn heute erzählt, *die Götter sterben, gestorben sind*. Die letzten Worte von Medeas «Stimme» und von Christa Wolfs Buch: «Wohin mit mir. Ist eine Welt zu denken, eine Zeit, in die ich passen würde. Niemand da, den ich fragen könnte. Das ist die Antwort.» Das sind Sätze, die Medea betreffen, wahrscheinlich Christa Wolf, aber das ist im Buch *nirgends* von Bedeutung, mich, «uns» (dieses eigentümliche «wir» schon in der Einleitung, das weder anbietend noch pluralis maiestatis ist!), die Zeit, in der «wir» stehen, ob «wir» es wissen wollen oder nicht. *Das hat die Wolf zu sagen*.

*

In dem *Korinth*, in das Medea, dem Jason unbedingt folgend, gekommen ist, in dem Korinth, in dem sich die Ereignisse zuspitzen, unausweichlich auf die endgültige Katastrophe hin, *sind die Götter nicht mehr*,

nie mehr wohl. Dass Medea nie wegschauen kann, ist ihre Wildheit; sie, die Fremde, die Kolchis letztlich wegen eines Verbrechens dort (des Mordes an ihrem Bruder) verlassen hat, wird sich nie integrieren lassen in die Stadt und ihre Herrschaftssysteme, sie wird in Korinth weder aufsteigen noch verkommen wie viele ihrer Landsleute aus Kolchis, sie kann zuletzt nur ausgestossen werden, – weil sie erkennen musste, dass die Macht auch hier auf einem *Verbrechen* gründet. Die Verbrechen sind vergleichbar. In Kolchis und in Korinth lässt der König ein eigenes Kind ermorden, weil es seine (usurpierte) Herrschaft gefährden könnte. Medea tötet – im Widerspruch zu griechischen mythischen Überlieferungen zwischen den «Argonauten» und Euripides – ihre Kinder in Christa Wolfs Erzählung der Mythen *nicht*; der Mord am Sohn, an der Tochter, hat *rein männliche Tradition*, war von keiner Mutter gebilligt worden, weder von der Königin in Kolchis, noch von derjenigen in Korinth. Aber Idya in Kolchis und Merope in Korinth waren auf unterschiedliche Weise zum Schweigen gebracht worden, während Medea das *Verbrechen der Macht ausspricht*. Weil sie es ausspricht, zweimal – zuerst in Kolchis und dann in Korinth – muss sie verschwinden; dann kann man von ihr als einer «Rasenden» alles Mögliche erzählen, – auch – sie habe ihre Kinder getötet!

*

Man könnte im Korinth, in dem die Tragödie sich zuspitzt, den *Kapitalismus* in seiner jetzigen, in seiner vorläufig letzten Form lesen. Man könnte die Verdichtungen des Erzählten analytisch auseinanderdenken und würde feststellen, dass kaum ein wesentliches Moment fehlt von dem, was man heute registrieren müsste in den Entwicklungen eines totalitär gewordenen «freien Marktes» und seinen manipulierten Lügen, aus dem sich langsam aber sicher mit absoluter Notwendigkeit die *nackte Gewalt* wieder hinauszuentwickeln scheint. Ich sage nicht, dass eine solche Lektüre nicht möglich ist, sie erfasst allerdings Dimensionen von Wolfs Text nicht.

Medea, in ihrer Heimat Kolchis noch Priesterin, die dem Göttlichen *noch* so verbunden sein kann, dass sie um die *Heilkräfte* weiss, die im Menschen und in der Welt, in der «wir» irgendwie richtig sein könnten, lägen, – Medea, mit der Jason gerade darin wesensverwandt zu sein scheint und es anfänglich auch noch ist –, Medea, die solch heilendes Wissen auch immer und ohne zu zögern, gross lachend, wie mehrmals erwähnt wird, anwendet, es noch der tief verstörten, zuinnerst zerstörten Glauke gegenüber fast mit Erfolg anzuwenden versucht –, diese Medea wird, schon in Kolchis, aber dann *systematisch* in Korinth zur «Zauberin», zur bösen – wie ihre Verwandte Kirke (und auch diese zu Unrecht) – umgedeutet. Dieser *Prozess der Umdeutung*, begonnen schon in mythischer Zeit, den Christa Wolf *nicht* – wie fast die ganze Überlieferung der Geschichte – *mitmacht*, sondern ihn *darstellt*, ist ein *Prozess der Macht*, die auf einem *Verbrechen* gründet. Das scheint mir die Dimension zu sein, die in Wolfs Roman nicht überlesen werden sollte.

Denn dieser Prozess führt erstens Medea immer unbedingter zur Einsicht, nein, zum Wissen, dass *alle Götter gestorben* sind. Darin scheint sie nicht nur mit dem absoluten Macht-Zyniker Akamas übereinzustimmen, darin ist sie sogar wesentlich härter als der. Denn während Akamas, der oberste Propaganda-Ideologe des puren Erhalts der Macht, immer noch *glaubt*, sein zynisches Wissen in den Massen umsetzen zu können, fehlerfrei und mit absolutem Erfolg, dem Erfolg, die Gegnerin wenn auch nicht physisch vernichten zu wollen, so doch ins *Nirgends* stossen, vertreiben zu können, denunziert Medea bis zum letzten Wort ihrer «Stimme» das verschwiegene *Verbrechen*, auf dem die Macht Kreons und seines Propagandisten gründet.

Darüber wird von Wolf nicht theoretisiert, sondern *erzählt* in menschlichen Schicksalen, in Liebe, Rausch, Krankheit, Tod, in den Stimmungen der Tage und Nächte, in Medeas Hütte am Rand des Palastes, in die sie zunächst einmal vertrieben wurde, auf den Strassen und Plätzen und

den auf ihnen für die Massen inszenierten Festen, an diesem mythischen Ort Korinth, an dem sich – wieder einmal – ein Letztes der Menschen-Geschichte abspielt. Dabei konstruiert Wolf aus Medea keine Heilige ohne Schuld. Während sie sich tollkühn einer letzten Auseinandersetzung mit der Macht nicht entzieht, sich an das von Akamas und seinem kolchischen Gehilfen Presbon inszenierte Fest der Gottheit Korinths begibt, um auch hier zu demonstrieren, dass sich dieser Staat *ohne irgendein Recht* mit Göttern zu *legitimieren* versucht, kann sie die in ihrem Unglück und in ihrer totalen Manipuliertheit rasende Masse nur gerade zunächst von einer Massenschlachterei abhalten, indem sie «bewirkt», dass die Masse sich mit einem Sündenbock zufrieden gibt. Sie kann damit genau nicht verhindern, dass die Forderung nach Menschenopfern sich wieder etabliert, ja sie trägt, ohne es zu wollen, noch dazu bei; sie kann es noch viel weniger verhindern, dass *sie* es ist, die der *endgültige Sündenbock* sein wird für die Systeme der Macht.

Anders gesagt, während die *Gottlosigkeit* oder, was genau dasselbe ist, die *Unmenschlichkeit* des korinthischen Systems, in der Medea alles ausser sich selbst verliert, sich absolut halten zu können scheinen, auch gegenüber der Pest, die man zwar nicht besiegen, aber wie all die begangenen Verbrechen und Gewalttaten *verschweigen* kann, behält Medeas Stimme in Christa Wolfs Dichtung das *letzte Wort*. Und was für ein Wort! Wenn sie in ihrer Verbannung noch das Letzte erfährt, den Tod ihrer Kinder, sagt sie: «Wollen die Götter mich lehren, wieder an sie zu glauben. Da lach ich nur. Jetzt bin ich ihnen über. Wo sie mich auch abtasten mit ihren grausamen Organen, sie finden keine Spur von Hoffnung, keine Spur von Furcht an mir. Nichts nichts. Die Liebe ist zerschlagen, auch der Schmerz hört auf. Ich bin frei. Wunschlos horch ich auf die Leere, die mich ganz erfüllt. Und die Korinther sollen immer noch nicht fertig sein mit mir. Was reden sie. Ich, Medea, hätte meine Kinder umgebracht. Ich, Medea, hätte mich an dem ungetreuen Jason rächen wollen. Wer soll das

glauben, frage ich. Arinna sagte: Alle. Auch Jason? Der hat nichts mehr zu sagen. Aber die Kolcher? Die sind alle tot, bis auf die Frauen in den Bergen, und die sind verwildert.» Nachdem sie das verstanden hat, sagt Medea – als *Zweit*letztes: «Sie sorgen dafür, dass auch die Späteren mich Kindsmörderin nennen sollen. Aber was ist denen das gegen die Greuel, auf welche sie zurückblicken werden. Denn wir sind unbelehrbar.» Wieder das «wir», diesmal in der von Christa Wolf geschaffenen «Stimme» Medeas.

*

Christa Wolf setzt vor die letzte Medea-Stimme ein Zitat von Adriana Cavarero: «Die Männer, die von dem Geheimnis ausgeschlossen sind, Leben hervorzubringen, finden im Tod einen Ort, der, da er das Leben nimmt, als mächtiger angesehen wird als dieses selbst.» Vor der letzten Jason-Stimme zitiert sie aus der Medea des Euripides: «Jason: Gäb es andre Geburt, ganz ohne die Frau, wie glücklich wäre das Leben!» Zwischen dem Euripides-Zitat und dem letzten von Adriana Cavarero setzt sie vor die über seine intellektuelle Ohnmacht verzweifelnde Leukon-Stimme den Satz von Dietmar Kamper: «In gewisser Hinsicht gleicht der Planet der Argo: ziellos, mit nebensächlichem Auftrag, ausgesetzt den endlichen Abenteuern der Zeit.»

Die Zitate vor jedem der elf Stimmen-Kapitel sind für die innere Form des Buches von grösster Bedeutung. Die *sechs Stimmen* selbst erheben sich im immer reissenden Strom der Ereignisse in einer äusserst präzisen Dramaturgie, in der sich die Stimmen einerseits gegenseitig und darin anderseits die ganze Welt, wie sie sich in Korinth verdichtet, spiegeln: viermal die Stimme Medeas, unter anderem am Anfang und am Ende, zweimal die Stimme Jasons, zweimal die Stimme Leukons (des Intellektuellen in seiner letztendlichen Ohnmacht gegen die Macht), je einmal die Stimme Agamedas (der zu Medeas Feindin gewordenen ehemaligen Schülerin), die Stimme Akamas (des Zynikers der Macht), die Stimme Glaukes (des gleichsam letzten, unheilbar

verstörten Opfers der Systeme). Das alles ist der genaue Bau des Mythos in dem Stadium, in dem ihn Christa Wolf uns heute erzählt, – des Mythos, wie er, vom Heute her gesehen und erzählt, sich unerbittlich darstellt als *eine Welt ohne die Götter*.

In dem allein schon wäre der Autorin ihre «Medea» rein ästhetisch geglückt, und niemand könnte wohl ernsthaft noch auf die Idee verfallen, ihr erneut den stupiden Vorwurf der «Gesinnungsästhetik» zu machen. Aber Christa Wolf geht in ihrem letzten Buch noch einen Schritt *weiter* und nirgends zurück (weder zu «Kassandra» noch zu «Kein Ort. Nirgends»), wie man ihr selbst in relativ wohlgesinnten Rezensionen vorwirft): Sie bricht selbst die geschlossen tragische Form der Erzählung auf, zum Beispiel und vordringlich in den zwischen und vor die einzelnen Stimmen gesetzten Zitaten von Seneca, Platon, Euripides, Cato («Sobald die Weiber uns gleichgestellt sind, sind sie uns überlegen!»), Ingeborg Bachmann (aus dem Franza-Fragment), René Girard (aus: «Das Heilige und die Gewalt») und den schon erwähnten Dietmar Kamper und Adriana Cavarero.

Die Spannweite der in die Kompaktheit des rein Erzählten eingeblendeten Reflexionspartikel ist weit, lässt die Leserin oder den Leser aber immer neu um die Pole Frau, Gewalt, Geschichte, Umdeutung kreisen. Christa Wolf setzt (wie ich in meiner eigenen Lektüre erfahren konnte) mit diesen Partikeln *Widerstände*, Widerstände gegen die reissende Zeit des Erzählens und des Erzählten, aber auch, wie mir scheint, Widerstände *gegen eine zu enge Lektüre* des gewaltigen Textes. Sicher jedenfalls ist: Es geht der Autorin nicht um mit mythischen Versatzstücken allegorisierte Zeitgeschichte, genausowenig wie um die persönlichen Verletzungen, die sie sich in den letzten Jahren der «gewendeten deutschen» Zeit hat zufügen lassen müssen! Genaue, widerständige, meinetwegen störrische Zeitgenossenschaft in diesem deutschen Heute der Christa Wolf sind selbstredend der Ort, von dem aus sie schreibt (in all ihren Werken ohne Ausnahme, mag sein, mehr oder weniger geglückt, je immer

schon geschrieben hat); und dass dieser Ort bei ihr nie ein Elfenbeinturm war, dürften ja eigentlich gerade die Kritiker, die ihr «Gesinnungsästhetik» vorgeworfen, mindestens nicht übersehen haben.

Aber in «Medea – Stimmen» ist alles noch ein wenig komplexer geworden. Die nicht irgendwohin einfach aufschlüsselbaren Figuren, Orte und Ereignisse sind, *indem* sie strikte in den «mythischen» Fesseln ihrer *eigenen* Geschichte belassen werden, *in sich selbst aufgebrochen*, sich selbst in der Logik ihrer Geschichte ans Höchste, Niedrigste, Lebendigste und Entsetzlichste treibend, sind, wie Dürrenmatt das einmal in eine Formel zwang, an ihr *schlimmstmögliches Ende* gebracht. Dieses Ende aber mündet in und ist dieses «wir», auf dem sowohl die Stimme der mythischen Medea als auch die Stimme ihrer Autorin immer wieder – von der Einleitung bis zu den letzten Sätzen des Buches – beharren.

*

Von daher erscheinen mir alle kurzschliessenden Allegoresen auf kurzatmige Aktualität hin vor diesem Text schlicht lächerlich. Niemand möchte ja wohl ganz so plump sein, Kolchis und Korinth mit DDR und BRD «gleichzusetzen»; aber etwas davon, lässt man durchblicken, sei halt doch gemeint bei dieser Wolf, die sich nie tüchtig und nie rechtzeitig genug von diesem anderen deutschen Staat distanziert habe, ihm wohl immer noch nachtraure, wie man insinuiert. Ganz abgesehen davon, dass ich mich in der äusserst plastisch, farbig, sinnlich anschaulich erzählten Geographie in diesem Buch, nie, kein einziges Mal, an irgendein Deutschland erinnert fühlte, sich eigentlich auch keiner und keine fühlen könnte. Weil da ganz andere Landschaft vor den Augen entsteht, wäre doch wohl zu vermuten, dass Christa Wolf ganz anderem «nachtrauert».

Ich würde es einmal metaphorisch sagen: *Kolchis* liegt viel weiter in einem Osten, als eine DDR (selbst in ihren besten Zeiten) je hätte liegen können. Anders gesagt, Kolchis ist das Land, aus dem Medea kommt, in dem Götter insofern *gerade noch* angenom-

men werden konnten, als Menschen, Frauen vor allem, noch von den heilenden Kräften in der Natur, in der Welt wissen, auf sie zurückgreifen, sie einsetzen konnten; Kolchis *gerade noch* das Land, in dem eine Medea Priesterin sein konnte, das sie lieben konnte, bis sie entdecken musste, dass auch hier alles anfängt, sich auf einem verdeckten Verbrechen abzuspielen –, *bis sie* dieses Land floh, *bis sie* nach Korinth kam mit Jason und anderen Kolchern und Kolcherinnen, die mit ihr flohen, *um in Korinth* wieder dasselbe entdecken zu müssen.

Ich würde sagen, obwohl ich mir bewusst bin, mich mit einer solchen Vermutung der üblichen Häme des herrschenden Literaturbetriebs auszusetzen, dass die dichterische Geographie dieses Buches viel näher einer zum Beispiel *Hölderlinschen* ist. Hölderlin wusste *zu seiner Zeit* ja auch am dichterisch genauesten, wie er von und mit «den Deutschen» *in seiner Zeit* zu reden hatte. Ich würde meinen, es gehe, *zu ihrer Zeit*, Christa Wolf (die ja mehrmals in ihrem Oeuvre und bedeutend verschwiegen auch in dem am meisten inkriminierten ihrer Texte «Was bleibt» auf Hölderlin weist) *immer noch um dasselbe*, das Hölderlin das *Retten* genannt hat, mit dem geschichtlichen Unterschied allerdings, dass es wie die «Götter» *verschwundener* ist als je.

*

Zur fast gleichen Zeit wie Christa Wolfs «Medea – Stimmen» ist auf dem Markt das Buch «Das Zeitalter der Extreme» von *Eric Hobsbawm* in deutscher Übersetzung erschienen. Der grosse englische, immer noch marxistische Historiker und, in diesem seinem letzten Buch, scharfsinnigste Diagnostiker der Weltgeschichte unseres kurzen 20. Jahrhunderts, beendet sein monumentales Werk mit Sätzen, die es nicht nötig haben, postmodern vom «Ende der Geschichte» zu raunen, sondern stellt sich nüchtern menschlich, den zwei Aussichten, die wir noch haben. Diese Sätze lesen sich (wenn man wie ich die grosse Dichtung und die grosse Geschichtsschreibung fast nebeneinander las) wie ein Kommentar zu dem von Christa Wolf Gedichteten. Sie

scheint sich ja auch am meisten davor zu fürchten, dass «wir» weder willens noch fähig sein könnten, aus Geschehenem etwas zu lernen. Hobsbawm schreibt am Schluss seines Buches: «Wir wissen nicht, wohin wir gehen. Wir wissen nur, dass uns die Geschichte an diesen Punkt gebracht hat, und wir wissen auch weshalb... Doch eines steht völlig ausser Frage. Wenn die

Menschheit eine erkennbare Zukunft haben soll, dann kann sie nicht darin bestehen, dass wir die Vergangenheit oder Gegenwart lediglich fortschreiben. Wenn wir versuchen, das dritte Jahrtausend auf dieser Grundlage aufzubauen, werden wir scheitern. Und der Preis für dieses Scheitern, die Alternative zu einer umgewandelten Gesellschaft, ist Finsternis.»

Carl Ordnung

Befreiung und «Sowjetisierung» – Erfahrungen aus der DDR

Carl Ordnung ist den Leserinnen und Lesern der Neuen Wege kein Unbekannter: Zu DDR-Zeiten wissenschaftlicher Mitarbeiter im Hauptvorstand der damaligen CDU, ist er nach der «Wende» aus dieser Partei ausgetreten, da er deren opportunistischen Anschluss an die West-CDU nicht mitverantworten konnte und wollte. Der Autor denkt im folgenden nach über die Gründe seiner Option für den Sozialismus in der DDR, aber auch über die Ursachen des Scheiterns dieses ersten sozialistischen Experiments der deutschen Geschichte. Anlass dazu gibt ihm einerseits die Diskussion um die Bewertung des 8. Mai 1945, nicht zuletzt die schockierende Tatsache, dass heute eine nicht geringe Zahl von Intellektuellen aus dem rechten Lager von Niederlage statt von Befreiung spricht. Andererseits nimmt Ordnung Bezug auf Äusserungen von Jürgen Habermas, dass es ein Glück gewesen sei, in der BRD zu leben. Was ja wohl heisst, dass Habermas es für ein Unglück gehalten hätte, in der DDR leben zu müssen. «Wie war das mit mir?» fragt Ordnung in der – hier weggelassenen – Einleitung und gibt zur Antwort: «Ich habe in der DDR nicht pausenlos gejubelt. Ich habe auch Schmerzliches und Enttäuschendes erlebt. Aber ich erinnere mich auch an Situationen und Erfahrungen, in denen ich es als ein Glück empfand, hier leben zu können. Ich will das in sechs Punkten, die alle mit der Befreiung zu tun haben, zu beschreiben versuchen.» Der vorliegende Text gibt ein Referat wieder, das der Autor an einer Tagung des Martin-Niemöller-Kreises in Berlin-Dahlem gehalten hat. Red.

1. Ein Staat, der sich den Folgen des Hitlerkriegs stellte

Ich habe die DDR als Staat erlebt, der sich den Folgen des Hitlerkriegs stellte und als Konsequenz daraus eine *anti-faschistisch-demokratische Gesellschaftsordnung* errichten wollte. Die Sowjetische Besatzungsmacht ging mit Faschisten hart

ins Gericht und setzte ihre Massnahmen ohne Rücksicht auf demokratische Prinzipien durch. Mich verwunderten weder diese Repression noch die Reparationsforderungen. Nach allem, was Deutsche in der Sowjetunion getan hatten, meinte ich, *kein moralisches Recht zur Kritik* zu haben. Man sollte nicht vergessen, dass der faschistische Krieg gegen Osteuropa eine andere